

Die Berner Tracht : Mittelland - Emmental - Oberaargau

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 19

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ich mich als lebendige Leiter empfohlen haben, Fräulein Luise.“

„Gelehrte Leute,“ scholl's zurück, „sollten wissen, daß die ersten Bohnen nicht zuoberst wachsen!“

„Ach so!“ rief er und lachte: „In Willisheim scheinen sie demnach recht spät zu blühen. In Krebsburg hat man die ersten schon vor zwei Monaten gegessen.“

Luise trat an den Rand des Plazes: „Die Bohnen hätt' ich sehen mögen. Wir sind eben keine Krebsburger und Hungerleider, wir lassen's reifen. Und sie machte ein Gesicht, als ob nichts in der Welt über Willisheim und den Bohnenplatz der Frau Kaspar gehe. Der junge Mann sah sie bedächtig an. „Ich sag Euch,“ fuhr er dann fort, „ein Fressen war's! Wär ich ein Kannibale und dürfte Euch braten, der Mund würde mir nicht halb so sehr wässern wie damals beim Anblick der jungen Bohnen.“

Luise errötete und entgegnete: „Ihr seid ein Unhold! „Uebrigens, der Kannibale, der mich braten will, muß einen guten Magen haben, Herr Studio!“

„Hab ich auch!“ brummte er. „Schon manchen Broden hat er verdaut, der schwer zu kauen war. Und wer das verträgt, was eine böse Weiberzunge ihm anwirft, der wird mit dem Weibe im Uebrigen schon fertig.“

„Aha! Das gilt mir! Habt Ihr mir noch immer nicht vergeben?“

„Daß Ihr mich nicht ins Theater begleitet habt? Doch, Fräulein, doch! Aber den Spruch nicht! Und hofentlich darf ich Euch später einmal strafen. Ihr habt mir die Iphigenie beleidigt. Dafür hol Euch der Kuckud!“

Sie schien nun auch beleidigt. „Ein wertcs Frauenzimmer, die Iphigenie!“ sagte sie schnippisch. Er wandte sich und sprach im Gehen: „Ein sehr wertcs, ja! Das Gegenteil der Amazonen, wie Ihr eine seid. Gott grüß Euch, Fräulein! Auf Wiedersehen!“

Er schritt langsam, ohne sich umzusehen, dem Dorfe zu. Die Schwestern traten bald nachher mit dem vollen Korbe aus dem Hain und strebten nach Haus. „Ach,“ rief Marie, „wie dein Siebenblatt den Kopf hängt!“

Luise warf ihr Glücksomen weg. „Aus Gras wird Heu,“ sagte sie leichtthin. „Du, der Arni ist ein großer Herr geworden.“

„Ja, das ist er. Aber was ist es mit dem Fräulein Iphigenie?“

„Es ist kein Fräulein, aber ein Theaterstücklein soll so heißen; er hat mich einmal eingeladen, es in Krebsburg mit ihm zu sehen; da hab ich geantwortet: Er möge mir die Iphigenie herbringen.“

„Bist nicht reuig?“

„Papperlappa! Aber weißt du, was eine Amazone ist?“

„Nein! Einen Amazonenstrom gibt's. Vielleicht wohnen dort besonders böse Weiber!“

„Meinetwegen! Man kann das Maul nicht immer verbinden.“

Damit erreichten sie Hoffstatt und Haus und verschwanden um die Ecke.

(Fortsetzung folgt.)

D's Bärnermeitschi.

Von J. Howald, Erlenbach.

Mängs Jährli bi=n-i jeke scho
Wit i d'r Frömdi umecho.
Mängs Meitschi het mi grüekt und het
Mir vo fir große Liebi gredt.
Doch i ha glachet, bi v'rbi,
Sa d'Meitschi halt lah Meitschi si.
Süt chume=n-i i d's Bärnbiet zrüg,
Da chunt nes Meitschi über d'Brügg.
Nes Bärnermeitschi i d'r Tracht.
Boß Lufig, was isch das ne Pracht!
Mir hei d'r glich Wäg fasch ne Schtung.
Da chunt mis Härz doch no i Schwung.



Berner Tracht: Gute Form des Winterkleides mit haube und Tschöpli.

Mir louffe glachlich üsi Schtra
Und brichte=n-über dies und das.
Nes redt mir vo deheim und seit:
„D's bescht Muetti ha=n-i wit und breit.
D'r Metti — leider — isch im Grab!“
Ihm louft ne Träne d'Baden-ab.
Uf einisch heißt's: „Zu üsem Hus
Geit's rächter Gang d'r Fäldwäg us;
Und bhüet Ech Gott und zürnet nüt!“
Vom Dörfli tönt nes Gloggeglüt.
Und d's Meitschi geit; i blibe schtah;
I luege's no, so lang i cha.
Uf einisch glesh=n-is nümme meh . . .
Seß tuet mir d's Härz so weh . . . so weh . . .

Die Berner Tracht.

Mittelland — Emmental — Oberaargau.

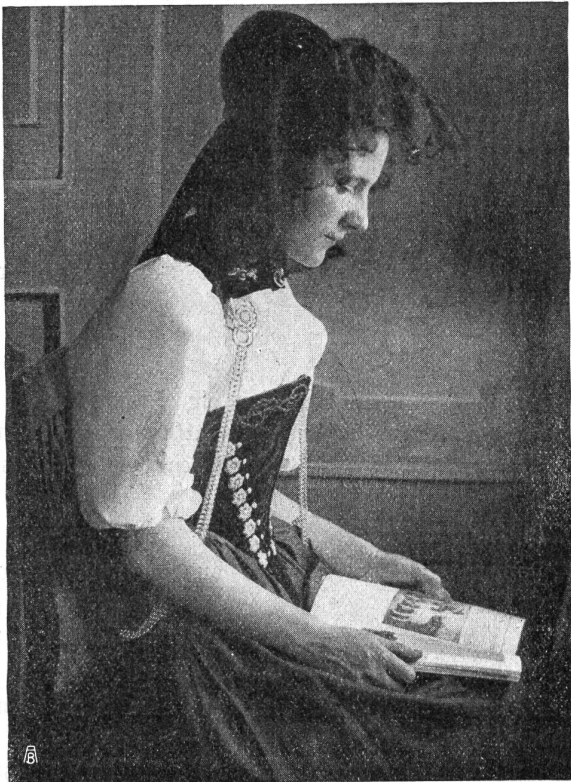
Schlegelgraben, den 1. Mai 1914.

Liebes Mareili!

Du fragst in deinem lekten Brief, wann wir nach Bern an die Ausstellung gehen. Ich kann es Dir noch nicht genau sagen, will dir dann aber zeitig genug eine

Postkarte schicken, damit wir uns im Dörfli in der Ausstellung treffen können. Wenn Christen weiß, daß du kommst, so kommt er auch. Die Mutter hat es ihm gestern ins Gesicht gesagt, und er konnte nichts drauf antworten. Er hatte nämlich erklärt, er habe von der Ausstellung bald genug, fast in jedem Blatt stehe etwas davon, und im

Gemischten Chor seis nachgerade nicht mehr zum Aushalten. Davon will ich dir nun erzählen, ich habe Zeit, ich muß



Berner Tracht: Gute Form des Festkleides mit der Haube. Schöne kleine Haften, die weniger aufdringlich sind und eine stärkerwirkende Linie bilden.

das Haus hüten. Christen hat die Eltern zur Base geführt, er wollte selber mit seinem Dragoner fahren. Die

Diensten sind auch alle weg. Im Gemischten Chor erklärte am Samstag vor acht Tagen der Präsident: Wenn es denn erzwängt sein müsse, daß man miteinander nach Bern reise, dann komme er nur mit, wenn wir Meitscheni alle in der Tracht gehen, überhaupt alle, auch die Frauen, die sonst noch mitkommen wollen. Das gab ein Für und Wider, man hörte mit dem Ueben auf. Wir haben letzte Woche viel über die Tracht geredet, es wird dich wunder nehmen, was dabei herausgekommen ist.

Als erste erklärte Bachmatte Else rund heraus: „Das tu ich nicht. Die Bernertracht lege ich nach Bern nicht an. Von Zürich oder Genf gar nicht zu reden. Man muß sich ja schämen vor den Bemerkungen, die man da zu hören bekommt. Aber auch nach Bern gehe ich nicht in der Tracht. Ich war ein Jahr dort im Dienst. Sie baten mich, doch einmal am Sonntag die Tracht anzuziehen, aber sie überredeten mich nur



Berner Tracht: Im Chittelbrüßli.

einmal. Meint ihr, es sei ein Vergnügen, auf der Straße so Aufsehen zu erregen! Ich danke dafür. Hier ausgelacht, da verspottet, dort gar belästigt werden von „Herren“, die meinen, einem Landmeitschi gegenüber sei jeder Spaß erlaubt. Ich übertreibe nicht, ich hab's erfahren. Macht was ihr wollt, aber . . .“ „Nur nicht zu hitzig,“ fiel Präsident Sami ein, wie Elise rasch Luft schnappen mußte. „Ich weiß wohl, woher das kommt: Die Leute, die so tun und reden, wissen eben nicht, was so eine Bernertracht ist, sie sehen sie zu selten. Aber vielleicht helfen uns da die Zeitungen ein wenig, schreiben wie fein die Landestracht sei, und wie man denen, die sie tragen, zu begegnen habe, wie anderen rechten Leuten auch. Ich weiß ganz gut, was du noch sagen wolltest, Elise; die Bernertracht sei zur schweizerischen Kellnerinentracht geworden. Ja, wahr ist es, wer die Tracht trägt, wird vielerorts als Kellnerin angeredet und zieht das nächste Mal eine Bluse an. Ja, am Verschwinden der Tracht trägt viel Schuld der Brauch vieler Wirte und Hoteliers, ihren Kellnerinnen das Tragen der Tracht vorzuschreiben, stamme die Kellnerin nun aus der Ostschweiz oder gar von der andern Seite des Rheins. Diese Landesfremden sind es sicher auch, die die Tracht verstümmeln: Den Kittel durch einen engen Rod ersetzen, nicht zur Tracht gehörende Schürzen vorbinden, die Haare auf eine nicht dazu passende Weise kämmen, und was dergleichen Entstellungen mehr sind. Da verleidet einem wirklich schließlich die Tracht. Aber wer weiß, der schweizerische Wirteverein liebe vielleicht ganz gerne mit sich reden und veranlaßt seine Mitglieder, in Zukunft zum mindesten von landesfremden Kellnerinnen das Tragen der Bernertracht nicht mehr zu verlangen. Dies wäre nur den wirklichen Bernerinnen zu gestatten. Die Bernertracht ist mit echtem Silberschmuck kostspielig; sie wirkt unvollständig und entstellt getragen unwahr und ist zum Bedienen nicht praktisch. Es liegt zudem gar nicht im Interesse des Wirtesstandes, in einem falsch verstandenen Heimatschutz am Verschwinden der Tracht mitzuarbeiten, die einem bernischen Volksbild erst den rechten Anstrich gibt.

Aber gerade um zu zeigen, was mit der Bernertracht ist, müht ihr sie alle anziehen, meinte Sami, und gerade für die Landesausstellung. Alle Gesangsvereine, alle Frauenvereine sollten so aufrücken. Und den Verkehrsvereinen sollte man es schreiben. Ueberhaupt, bei allen Vereinsanlässen sollte man die Tracht tragen. Ich habe mir sagen lassen, im Ausstellungs-dörfli werde eine Verkaufsstelle für gediegene Trachtenartikel eröffnet. Dasselbst werde den Besucherinnen auch Rat erteilt über Trachtenfragen, und werde jede, die die Tracht trage, noch eine kleine Erinnerung bekommen. Er wolle einmal einen Brattigschreiber aufsuchen und ihm die Sache ans Herz legen. Die Brattigen bringen oft so schöne alte Trachtenbilder, warum nicht auch einmal schöne, farbige der heutigen Bernertracht, dann sähe jedes Meitschi, wie kleidsam sie ist. Du hättest Sami hören sollen; ich hätte nie geglaubt, daß er so genau sehen könnte. Manches Mädchen, behauptet er, aber besonders ein



Berner Tracht: Festkleid von hinten.



Berner Tracht: Gute Form des Festkleides mit Haube.

nicht teuer. Sie unterliegt doch der Mode nicht. Es sind immer nur einzelne Teile, die ersetzt werden müssen, etwa wie Schürze oder auch der Kittel. Der Silberschmuck kann sich auf Kind und Kindeskind vererben. Seine Frau trage die Haften und Ketteli ihrer Großmutter, und die hätten ihm immer noch so gut gefallen, wie die neuen. Wenn die Tracht richtig und nicht verstümmelt getragen werde, dann sei sie eine Staatstracht, die sich zeigen dürfe und gerade in Bern. Das blöde Angaffon höre von selber auf, wenn Frauen und Meitschen in Scharen als Bernerfrauen und Bernermeitschen aufrückten. Und wie gesagt, er komme nicht mit, wenn nicht alle in der Tracht kämen.

Es war gut, daß Sami dann nicht mehr da war. Es ging gehörig über diesen Zwänggring her. Aber recht hat er schließlich. Sogar Bachmatte Elise gab es zu. Sie will auch mitkommen und Sami mit seiner Frau muß auch mit. Die zwei würden uns sonst fehlen. Wir sind letzte Woche viel zusammen gefessen und haben über die Sache geredet und gefunden, daß es gar nicht so leicht zu sagen ist, wie die Tracht sein soll. Ich mußte alles genau aufschreiben, wie's sein soll, ich schreibe es dir gerade ab, es wird dich auch interessieren. Aber dafür kannst Du in Wilen auch ein wenig für die Tracht weibeln. Ich will dann mit dem Vater etwa reden, damit er Christen nicht vor jedem Märli sagt, er sei dreißig Jahre alt gewesen, wie er mit der Mutter Hochzeit gehabt habe. Wenn Dir etwas dran liegt, Marelli!

Item, da ist der Bericht:

Zur Tracht gehört der weite Kittel, er darf unter feinen Umständen dem engen Rock weichen. Die leinenen und seidenen Schürzen müssen in Form und Farbe passen. Die Kittelbrust darf nur aus schwarzem Stoff (Samt, gebäumt) gefertigt sein, die Einfassung aus Samt, einfach, mit schwarzer Garnitur oder schwarzen Perlen geschmückt. Die Brusthaften mit der Schnur haben zwar keinen Zweck, aber Bauernfrau und Bauerntochter sehen darin ein Zeichen höhern Standes und würden dasselbe nicht fahren lassen.

an schwere Arbeit auf dem Lande gewohntes Mädchen, verliere in engem Rock und neumodischer Bluse, gewinne dagegen in der Tracht, man achte sich nur einmal. Es liege im eigentsten Interesse unsere: Frauen und Mädchen, der heimatlichen Tracht vor dem fremden Zeug den Vorzug zu geben. Man dürfe unsere Bernertracht mit gutem Gewissen rühmen, nicht jede Tracht schmeichle so, wie gerade sie. Aber sie ist teuer, gab da Bachmatte Elise wieder zurück. Denk nur ans Silber. Teuer, rief der Sami, ja für eine fremde Kellnerin, die wieder heimzieht, wenn die Saison fertig ist, und weite Ärmel, Chittelbrust und Ketteli nicht mehr brauchen kann. Aber für ein Mädchen, das die Tracht sein Leben lang tragen kann, ist sie trotz der hohen Anschaffungskosten

Mänteli, vor allem aber die weiten Ärmel sollten unbedingt nach Belieben gestärkt oder ungestärkt getragen werden dürfen; die gestärkten Ärmel verursachen manchen Ärger, sie sind schwer anzuziehen und „vermeiden den Pantsch nid erlide“. Das Gölle mit den Blümchen darf vorne eine schwarze, schmale Spitze haben; zu verwerfen ist das weiße, neumodische Rüschele am Hals, dasselbe verunstaltet und hat keinen Sinn. Das Tschöpli für den Winter sollte eigentlich nur schwarz getragen werden, immer aber ohne Brusthaften. Zur Tracht darf auch nur ein einfacher Kragenmantel getragen werden, jedes Jaquet wirkt unfein. Daß ein modernes Gradcorset und die Bernertracht nicht zusammenpassen, liegt auf der Hand. Die Haften, Gölleblümchen, Brosche sind wieder einfacher und kleiner zu gestalten. Die neuen großen, hohen Haften sind nicht nur teurer, sondern auch unsolid. Der Geschmack muß wieder aufs Schlichte hin gebildet werden, dem Proben mit aufdringlichem Silberschmuck muß entgegengearbeitet werden.

Eine besondere Schwierigkeit bietet der Hut. Er darf der Mode nicht unterworfen sein, und doch muß die Hüterin der Laune der Käuferin in etwas Rechnung tragen. Zur Tracht gehört im Sommer ein weißer Hut in Bergereform, mit weitem Rand, der Gupf in der Größe, wie er dann gewünscht wird, der Mode etwas folgend. Er wird geschmückt, in schlichter Weise mit Blumen, das Band bunt wie die Schürze, weiß oder, für Frauen, schwarz; auch etwas hinten lang hängend. Ins Einzelne gehende Vorschriften würden nur Schaden. Das feine Strohgeflecht soll ordentlich steif sein, damit nicht jeder Windstoß der Trägerin den Hutrand ins Gesicht schlägt. Auszudenken wäre ein Muster für den schwarzen Winterhut. Fein wäre die Rohhaar-Spizenhaube, sie wurde am Schützen-



Berner Tracht: Gute Form des Hauskleides, mit nur schwach gestärkten Hemdärmeln.



Berner Tracht: Haartracht, die gut ist und auch gut wirkt.

fest in Langnau 1906 von den Frauen und Töchtern der verschiedenen Chöre getragen, sie ist leicht und billiger als ein Hut und kommt nicht aus der Mode. „Die Kappe“ mit den Hängespitzen bildet eine andere Variante (Simmental). Gerade für Personen, die die Tracht bald tragen, bald wieder nicht, ist eine Kopfbedeckung, die nicht aus der Mode kommt, und deren Ausrüstung billig ist, von Wichtigkeit. Sie stünde, wie die Spitzenhaube, immer zur Verfügung. Zwei der Mode unterworfenen Hüte sind zu teuer, einen Trachtenhut oder eine Spitzenhaube wird sich wohl jedes Mädchen, das die Tracht angeschafft, kaufen; es ist froh, eine Kopfbedeckung zu haben, die nicht veraltet. —

Aber jetzt Schluß, ich höre das Fuhrwerk kommen. Sie brauchen den langen Brief nicht zu sehen. Noch eins, kommt Ruedi auch nach Bern? Er hat mir von Thun aus dem Dienst eine schöne Karte geschickt. Grüße Deine Mutter freundlichst.

In treuer Freundschaft
Dein Anneli.

(Der obige Aufsatz ist in Form eines wunderhübschen Büchleins von der Bernischen Vereinigung für Heimatschutz herausgegeben worden und kann in jeder Buchhandlung gekauft werden. Zahlreiche Illustrationen, von denen wir oben einige veröffentlicht haben, schmücken das Büchlein.)

Reise nach Belgien in Kriegszeiten.*

Es wird in letzter Zeit so viel Wahres und Unwahres über das Leben Belgiens seit der Besetzung durch Deutschland geschrieben, daß der Unvertraute sich überhaupt kein klares Bild darüber machen kann, wie es eigentlich dort unten in jenem unglücklichen Land aussieht. Der Zweck dieser Zeilen soll sein, die Leser der „Berne Woche“ darüber aufzuklären, und um dies zu tun, besleibe ich mich, nur Selbstgesehenes und Selbsterlebtes darzustellen und zwar so objektiv als nur immer möglich, wie es sich uns Schweizern zu Hause und in der Fremde geziemt.

Vor dem Kriege habe ich mich während acht Jahren in Belgien aufgehalten, und ich darf deshalb sagen, daß ich sowohl mit den Sprachen (flämisch und französisch) wie auch mit den Sitten des Volkes fast ebenso gut vertraut bin wie mit den unserigen. Als der Krieg losbrach, mußte ich mein Ränzlein schnüren, da ja das Vaterland seine Söhne in der Fremde zurückrief, und mit Stolz haben wir Schweizer in Belgien diesem Rufe Folge geleistet, obwohl dies in sehr vielen Fällen mit schweren Opfern verbunden war. Mir selbst hat dieser Ruf des Vaterlandes meine Stelle und noch vieles mehr gekostet, doch trage ich dieses Geschick leichten Herzens, weil das ja im Vergleich zu den vielen Kriegsopferten, die die Angehörigen anderer Länder leisten müssen, noch herzlich wenig ist.

Als die schweizerischen Militärbehörden schon vor Neujahr vielen Auslandschweizern Gelegenheit gaben, nach ihren Wohnorten zurückzukehren, versuchte auch ich, einen Urlaub zu erwirken, um mich nach meinen Interessen dort unten am viel umstrittenen Meeresstrande umzusehen. Dieser wurde mir auch bereitwilligst erteilt. Nicht so leicht ging es aber mit den nötigen Ausweisen. Da die deutschen Konsulate dorthin keine Pässe ausstellen dürfen, so war ich gezwungen, mich direkt nach Berlin zu wenden und nach vierwöchentlichem Warten erhielt ich den so ersehnten Paß, versehen mit meiner Photographie und verschiedenen Stempeln und unterzeichnet vom kommandierenden General eines Armeekorps.

Von Schaffhausen ging es über Singen, Donaueschingen durch die prächtige Schwarzwaldgegend von Triberg nach Offenburg am Rhein. Da mir diese Gegend noch unbekannt war, nahm ich mir vor, nur tagsüber zu reisen, um die Reise genußreicher zu gestalten. Am ersten Tage gelangte ich bis nach Mannheim. Am zweiten Tage fuhr ich über Mainz, Bingen, Koblenz, Köln bis Aachen, an die Türe Belgiens. In allen den obgenannten Städten wimmelte es von Militär, als ob sie nur so aus dem Boden wüchsen.

Auf einer Station sah ich einen deutschen Infanteristen auf Krücken heranhinken und da mein Coupé für ihn am schnellsten zu erreichen war, bestieg er dieses. Bei Laon,

erzählte er, wurde ihm durch einen Granatsplitter das Wadenfleisch am rechten Bein bis auf den Knochen weggerissen. Nun hatte er schon fünf Monate im Spital gelegen und durfte jetzt nach Hause gehen. Als der Schaffner kam und den Mann im Wagen für Zivilpersonen sah, wurde der arme Kerl tüchtig angebrüllt und mußte wohl oder übel den Wagen verlassen und während der Fahrt in einen anderen hinüberhinken.

Am dritten Tage betrat ich nun nach kurzer Fahrt das vielbesprochene Belgien. Schon auf der Fahrt hieher begegnete mir allerlei Merkwürdiges. In Köln sah ich im Bahnhof ein Bataillon Infanterie, prächtige junge Truppen nach der Front verreisen. Jeder Soldat trug die neue schöne, feldgrüne Uniform (die deutschen Uniformen sind etwas grüner als unsere neuen Uniformen) und war mit einem Strauß frischer Blumen geschmückt; in den Laufmündungen ihrer Gewehre hatte ein jeder ein in deutscher Farben prangendes Fähnlein gesteckt. Als ich diese schönen Leute alle abziehen sah, drängte sich mir die bange Frage auf: Wie mancher von diesen wird wohl noch seinen heimatlichen Boden wiedersehen?

Während ich in Aachen auf dem Perron meiner Weiterbeförderung harrete, kam ein langer Zug gefahren, der mit lauter neuem Material, Armeefuhrwerken aller Art, Feldgeschützen und auch Haubitzen beladen war. Auch hier sah ich viel Militär, namentlich Offiziere und Unteroffiziere, von denen viele schon mit dem eisernen Kreuz geschmückt waren. Jeder Zug enthält neben einer ganzen Reihe von reservierten Wagen für Militär nur einige Wagen für Zivilpersonen. Die Regierung will so den Verkehr zwischen Militär und Zivilisten verhindern, weil die Spionage noch häufig betrieben wird.

In Herbesthal betritt man den belgischen Boden, und hier ist Zollrevision, die zwar gar nicht streng genommen wird; nur die Pässe werden gründlich kontrolliert. Hatte ich dies wohl der Photographie in meinem Paß zu verdanken, die mich als Schweizeroffizier zeigt, daß ich durchkomme, selbst ohne mein Reisegepäck zu öffnen? Es wäre mir ein Leichtes gewesen, französische Zeitungen wie „Sour-nal“ und „Matin“ hinüberzuschmuggeln, die in Belgien sehr begehrte Artikel sind, und die in Brüssel das Stück zu Fr. 1.50 heimlich verkauft werden. Ich hatte aber mein Gepäck nach meinem Sinn mit Nützlicherem ausgefüllt und mich mit allerlei Proviant versehen, da ich glaubte, in Belgien herrsche Mangel an Nahrungsmitteln. Dem war aber nicht so; hierüber später.

Der Zug setzte sich nach Beendigung der Zollrevision in Gang und führte uns nun dem Innern Belgiens zu in der Richtung Verdiers, Lüttich, Brüssel. Die mitfahrenden Zivilpersonen sind durchwegs Deutsche. Durch ihre Ge-

* Wir geben hier einer Einsendung Raum, die nicht als schriftstellerische Leistung gewertet werden will, aber just deshalb Vertrauen und Beachtung verdient, weil sie nicht von einem zünftigen Schriftsteller verfaßt ist im Gegensatz zu den zahlreichen Darstellungen über dieses Thema, die man in den Zeitungen liest, und die sehr oft schönfärberei- oder tendenziös auftragend die Wahrheit verschleiern.